Ist er Bürger?

Eine seltsame Bürgerrechtsfrage hat der in New York wohnhafte chinesische Kaufmann Wong Chin Foo auf's Tapet gebracht.

Der Mann, der bereits als Knabe nach den Vereinigten Staaten gekommen, erwarb im Jahre 1874 in einem Gerichte des Staates Michigan durch Naturalisation das Bürgerrecht. Das heißt, er erbrachte den Beweis, daß er die vorgeschriebene Zeit in den Ver. Staaten wohnhaft gewesen, erfüllte die sonst nöthigen Formalitäten, beantwortete die ihm vorgelegten Fragen zur Zufriedenheit des Richters, und erhielt daraufhin nach geleistetem Treueid den Bürgerschein. Seither hat er beständig in den Ver. Staaten gelebt, hat wiederholt bei Wahlen gestimmt, hegte auch nicht den mindesten Zweifel, daß er wirklich vollgiltiger amerikanischer Bürger sei.

Kürzlich wollte er eine Reise in's Ausland unternehmen und ersuchte deshalb, unter Vorweisung seines Bürgerscheins, im Staats-Departement zu Washington um einen Paß. Das Gesuch wurde abgeschlagen. Pässe, lautete die Antwort, können gesetzlich nur Bürgern der Ver. Staaten gewährt werden. Chinesen aber können nicht Bürger sein, folglich könne auch kein Chinese einen Paß erhalten.

Das Staats-Departement erklärt also den Bürgerbrief des Chinesen für ungiltig. Ob mit Recht? Die Frage ist schwer zu beantworten. Daß unter den bestehenden Gesetzen Chinesen nicht Bürger werden können, ist klar. Der Kongreß hat im Jahre 1882 eine Bill passirt, durch welche die Naturalisation von Chinesen ausdrücklich verboten wird. Doch Wong Chin Foo hat seinen Bürgerbrief lange vorher erlangt; zu einer Zeit, als das Gesetz, soweit die Rassenfrage in Betracht kommt, nur die Bestimmung enthielt, daß weiße Personen und Personen afrikanischer Geburt oder Abkunft naturalisirt werden könnten. Der Richter in Michigan hat also den Chinesen im Sinne des Gesetzes als weiße Person betrachtet; offenbar von der Ansicht ausgehend, daß Jeder, der nicht schwarz ist, zu den Weißen zu rechnen ist.

Der gleichen Auffassung, wonach thatsächlich alle Rassen naturalisationsfähig wären, müssen zu und vor jener Zeit noch viele andere Gerichte gehuldigt haben, denn die Naturalisation Wong Chin Foo's steht durchaus nicht vereinzelt da.

Das Staatsdepartement, wie gesagt, ist anderer Ansicht. Indem es die Anerkennung des Bürgerbriefes verweigert, stützt es sich auf eine Entscheidung, welche der (seither verstorbene) Bundes-Circuitrichter Sawyer zu San Francisco im Jahre 1878 gegeben hat. Der Richter beruft sich darin auf die bekannten ethnologischen Klassifikationen, die alle die Mongolen als eine besondere, weder zu den Weißen noch zu den Schwarzen gehörige Rasse anerkennen. Er beruft sich ferner auf die Debatten im Kongreß, die (im Jahre 1870) bei Annahme des die Naturalisation von Negern gestattenden Amendements gepflogen wurden, worin die Redner übereinstimmend die Ansicht vertraten, daß die Bezeichnung „weiße Personen" die Mongolen nicht ein- sondern aus schließe.

Die Logik dieser Auffassung läßt sich unseres Erachtens nicht anfechten. Weiß ist nicht Gelb, und die Mongolen sind keine weiße sondern eine gelbe Rasse. Das erledigt aber die durch den Fall des Wong Chin Foo aufgeworfene Frage nicht. Der Mann hat nun einmal seinen Bürgerbrief, und hat ihn ehrlich erlangt. Er hat über seine Abkunft dem Gericht keine falschen Angaben gemacht; das Gericht hat gewußt, daß er ein Chinese war und hat ihn trotzdem als Bürger aufgenommen. Hat man das Recht, jetzt — siebzehn Jahre später — diese gerichtliche Entscheidung anzufechten und umzustoßen? Hat man das Recht, dem Manne die Rechte und den Schutz zu verweigern, worauf er als Bürger des Landes Anspruch hat? Hat man überhaupt das Recht, eine einmal erfolgte Naturalisation wieder rückgängig zu machen, falls dieselbe nicht auf betrügerische Weise erlangt worden, und das Verfehlen (sofern ein solches vorliegt) nicht dem Naturalisirten, sondern dem Gericht zur Last fallen muß? Kann ein naturalisirter Bürger, der seine Bürgerpflichten erfüllt, seiner Bürgerrechte verlustig gehen, weil nicht er sich verfehlt, sondern das Gericht einen Irrthum begangen hat?

Die Frage, die für alle naturalisirten Bürger von hoher Wichtigkeit ist, ist bis jetzt noch niemals entschieden worden. Sollte der Fall Wong Chin Foo die Entscheidung herbeiführen, so würde man dem Chinesen für die dadurch bewirkte Aufklärung in der That zu Danke verpflichtet sein.

Ein bekanntes Stichwort.

Wildfang nennt man oft ein munteres, übermüthiges ungebundenes Kind. Das Wort (mittelhochdeutsch wiltvane) bezeichnete bei den alten Deutschen einen eingewanderten Fremden, der sich in irgend einen Gegend niedergelassen hatte und Leibeigener des Landsoberhauptes war.

Eine Maurerrechnung.

2 Eimer Kalk,
1 „ davon verbraucht,
1 „ wieder mitgenommen, macht

zusammen 4 Eimer Kalk.

Die Einkommensteuer.

(Aus dem „Deutschen Correspondenzblatt.")

Wir wollen der hiesigen Handelsbehörde, resp. deren Vorständen, Herrn Frank Fritz, recht gern zugestehen, daß die Einkommensteuer im Prinzip ganz vortrefflich, daß sie eine ideale Art der Besteuerung ist; so ist auch der Freihandel im Prinzip ganz ausgezeichnet, ein Idealzustand, ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen, aber, wie Schiller sagt: „Eng' bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raum stoßen sich die Dinge". Ideale Zustände lassen sich für sterbliche Menschen selten, fast nie erreichen. Preußen hat die Einkommensteuer, und das System arbeitet dort ganz vortrefflich, aber dessen ungeachtet müssen wir fortwährend in Berliner Blättern von Steuerhinterziehungen u. s. w. lesen. Nun vergesse man nicht, daß Preußen ein Polizeistaat ist, welcher eine schärfere Controle führen kann, als eine Republik, und dem peinlichere Daumschrauben zu Gebote stehen, um Jemanden über sein Einkommen sprechen zu machen, als unsere Gemeinwesen; dessenungeachtet beschweren sich auch drüben die Leute mit festem Einkommen, Beamte, Offiziere u. s. w., daß sie die Last zu tragen haben, während es selten gelingt, unternehmende Großkaufleute und Groß-Industrielle zu der vollen Höhe ihres Einkommens heranzuziehen.

Wir erinnern an die Zustände während unseres Bürgerkrieges. Wenn wir jeden Dollar hätten, welcher in den zwei oder drei Jahren 1864, 1865 und 1866 unter Eid der Bundesregierung entzogen wurde, so wären wir sehr reich. Wenn ein Ehrenmann, wie Tilden, gezwungen werden konnte, noch zehn Jahre später Tausende nachzubezahlen, dann möchten wir gern wissen, wie viel Einkommensteuer Gould, Cornelius Vanderbilt, Jim Fisk und Andere nicht bezahlt haben. Zu einem armen Zeitungsmanne, dessen Gehalt 1866 $1000 betrug, wovon er $20 Einkommensteuer zahlte, kam damals ein reicher Gemüsegärtner, Eigenthümer von drei prachtvollen Farmen. Der Mann verdiente Geld wie Heu und bat den Zeitungsmenschen, ihm bei Aufstellung seines Steuerberichtes behilflich zu sein. Wie der liebe Gott den Schaden besah, hatte der arme Mann keinen Cent Einkommen gehabt; ja „Uncle Sam" wäre ihm eigentlich sogar noch Etwas schuldig gewesen. Der Mann nahm diesen Bericht, fuhr in seinem mit zwei Vollblut-Rappen bespannten Buggy nach dem Inlandsteueramte und schwor, daß er kein Einkommen habe; der arme Zeitungsmann aber mußte seine $20 zahlen, denn — sein Einkommen war bekannt.

Das sind amerikanische Erfahrungen mit der Einkommensteuer. Dessenungeachtet läßt sich über die Sache reden. Dieselbe ist ja ganz hübsch und auch gerecht. Die Ungerechtigkeit bildet nur die Schattenseite. Wenn es anginge, eine Commission einzusetzen, welche nach Maßgabe europäischer Länder ein System ausarbeitete, worauf z. B. kleine Einkommen unter $1000 gar nicht, die anderen in aufsteigender Linie besteuert würden, so würde diese Steuer sehr viel dazu beitragen, das überbürdete Grundeigenthum zu entlasten. Wie gesagt, einem Versuche mit der Einkommen-Steuer sind wir nicht abgeneigt, aber derselbe sollte sich auf Erfahrung und eine wissenschaftliche Grundlage stützen und nicht von irrlichtelirenden Wolkenkuckucksheimern, unwissenden Wardpolitikern und Legislaturbauern auf's Geradewohl vorgeschlagen werden mit der einzigen Absicht, die Steuerlast auf die Schultern des armen Teufels abzuwälzen, der nicht so glücklich ist, Land und Häuser zu besitzen. Wenn man uns die Wahl läßt zwischen Hypothekensteuer und Einkommensteuer, dann allemal Einkommensteuer; sie ist wenigstens gerecht, jene ist ganz und gar ungerecht.

Herbstklage.

Auf ödem Stoppelfeld weht der Wind:
Der Saaten Grün, das im Licht gelacht,
Des schwanken Aehrenmeers goldne Pracht,
Sie sank dahin so geschwind — geschwind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Wie stehn'n die Fluren so kahl im Wind:
Die bunten, lustigen Blumen drin —
Wohin, ach, sind sie? Dahin, dahin!
Sie sind verdorrt so geschwind — geschwind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Wohl mag dich's frösteln im Herbstes-wind:
Wo ging die blühende Jugend hin,
Wohin dein Leben? Dahin, dahin!
Dahin, du zagendes Menschenkind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Was raunt und rauschet der Herbstes-wind?
Hast du geborgen des Lebens Frucht?
Die Stunde nahet, da Gott sie sucht
An deinem Leben, du Menschenkind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Ein Kindermärchen.

„Ein Märchen, Onkelchen, geschwind!"
So höre kleines Närrchen:
Es war einmal — also beginnt
Doch jedes deutsche Märchen —
Also: es war einmal, mein Kind,
Ein liebes Brüderpärchen,
Das lebte ohne Zank vereint
Beinah' ein volles Jährchen!
Du glaubst es nicht, mein kleiner Freund?
Nun ja — es ist ein Märchen!

Einwanderung und Sprache.

Ueber dieses Thema verbreitete sich Herr Karl Schurz in seiner in New York zur Feier des Deutschen Tages gehaltenen Rede u. A. wie folgt:

Wir hören nicht selten die Frage, daß trotz der Verdienste, die sie sich um das Land erworben haben, die Deutschen in Amerika von den Eingeborenen nicht immer die Achtung genießen, die ihnen gebührt. Gestehen wir nun, um gerecht zu sein, Eines mit Bereitwilligkeit zu: der eingeborene Amerikaner ist, im Ganzen genommen, der Einwanderung mit außerordentlicher Liberalität begegnet. Es giebt wohl keine Nation in der Welt, welche eine so gewaltige Masse von außen einströmender Bevölkerungselemente mit solcher Freigebigkeit in der Gewährung bürgerlicher und politischer Rechte würde empfangen haben. Das daß Land dabei seine Rechnung gefunden hat, ist wahr, ändert aber an der Thatsache nichts. Ebenso war ist es, daß von Zeit zu Zeit den Eingebornen vor der massenhaften Anhäufung der Einwanderung bange wird, und daß sich dann dagegen ein gewisses Widerstreben zeigt. Aber diese Erregungen sind nicht ohne Unterscheidung und bisher nur vorübergehend gewesen, und auch sie ändern die allgemeine Thatsache nicht. Ich bin's gewiß, Sie alle stimmen mit mir überein, wenn ich sage, daß wir einer gastlichen Großherzigkeit gegenüberstehen, welcher kein billig denkender Anerkennung versagen wird.

In der That leidet ein großer Theil der eingewanderten Deutschen unter einem ernstlichen Nachtheil und einer großen Zurücksetzung durch den Unterschied der Sprache. Das ist nicht ganz unnatürlich. Dem gewöhnlichen Menschen ist das nicht recht, was er nicht versteht. Es gibt nicht wenig Eingeborene, die da aufrichtig glauben, daß die eingewanderten Deutschen sich nur sehr langsam oder gar nicht in das amerikanische Wesen einleben, weil sie nicht mit Leichtigkeit und unverzüglich die deutsche Sprache mit dem Englischen vertauschen. Ja, eben jetzt hören wir ganz vernünftige Leute mit seltsamer Heftigkeit die Behauptung äußern, daß der kein guter amerikanischer Bürger sein könne, dem das Englische nicht geläufig ist und der das Deutsche als Umgangssprache spricht. Ist das begründet?

Man wird mir persönlich, wie ich glaube, nicht vorwerfen können, daß ich dem Erlernen der englischen Sprache abhold sei oder daß ich die Kenntniß des Englischen hier zu Lande nicht für wichtig halte. Ich habe im Gegentheil nicht allein selbst das Englische redlich zu lernen versucht, sondern auch während meines langen öffentlichen Lebens jede Gelegenheit benutzt, um meine Landsleute zum möglichst schnellen und gründlichen Erlernen des Englischen ernstlich zu ermahnen. Und was ich so oft gethan, das wiederhole ich hier. Die englische Landessprache zu erlernen, ist dem Deutsch-Amerikaner eine Pflicht, durch deren Erfüllung er nicht allein seinem eigenen Interesse dienen, sondern auch seine Nützlichkeit für das Gemeinwesen bedeutend erhöhen wird.

Mit Bedauern gestehe ich die Thatsache zu, daß einer großen Zahl unserer Landsleute, die im vorgerückten Alter hier angekommen sind, und vielen, die ihr Brod mit harter Arbeit zu verdienen haben, die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich ist. Aber ich leugne entschieden, daß der Eingewanderte, der nicht die Sprache des Landes spricht, deshalb kein guter amerikanischer Bürger und Patriot sein könne. Die Geschichte der deutschgeborenen Bevölkerung dieses Landes liefert den schlagenden Beweis Gegentheils. Tausende der Deutschen, die auf den Schlachtfeldern der Republik ihr Blut einsetzten, — nicht Abenteurer, die im Dienste einer fremden Sache nur Sold und Beförderung suchten, sondern solide, angesehene Bürger und Bauern, die im heiligen Eifer für ihr neues Vaterland die Waffe ergriffen. — Tausende von diesen verstanden von der englischen Sprache wenig mehr, als das Kommando, das sie in den Todeskampf führte. War darum ihre patriotische Begeisterung weniger opferwillig und ihr amerikanischer Bürgersinn weniger echt? Tausende von andern Deutschen, tüchtige, intelligente Leute, denen ihres Alters oder ungünstiger Umstände wegen die Erlernung der Landessprache unerreichbar war, haben sich aus deutschen Schriften und Reden die Kenntnisse unserer öffentlichen Angelegenheiten zu erwerben gewußt, deren sie zu einer verständigen und ersprießlichen Ausübung ihrer politischen Rechte und Pflichten bedurften. Waren sie darum weniger loyale, pflichttreue, der Republik ergebene Bürger?

Wie thöricht sind nun jene, die in ihrem hysterischen Eifer gegen Alles, was ihnen fremdartig scheint, verlangen, daß es in diesem Lande keine deutsche Presse, keine Veröffentlichungen in einer anderen als der Landessprache mehr geben solle. Wird man die der Landessprache unkundigen Einwanderer zu wohlunterrichteten Bürgern erziehen, wenn man ihnen die einzige Schule schließt, in der sie lernen können? Wird man sie sehen machen, indem man ihnen ihr einziges Licht auslöscht?

Ein solches Verlangen ist nicht Patriotismus mehr; es ist Blindheit gegen die wahren Interessen des Landes.

Ein vernünftiger Amerikaner wird leugnen, daß die deutsche Presse für die deutschen Einwanderer, die nicht Englisch verstehen und es auch beim besten Willen nicht mehr lernen können, ein absolutes Bedürfnis ist. Und um die deutsche Presse lebensfähig und auf der Höhe ihres Berufs zu erhalten, ist eine gewisse Pflege der deutschen Sprache ebenso nothwendig.

Die ängstlichen Gemüther irren sich sehr, die da in der Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache neben der englischen eine gefährliche Konspiration gegen amerikanische Ideen und Institutionen sehen. Ich glaube, den Geist, der in deutschredenden Bevölkerung dieses Landes lebt, gründlich zu kennen; und ich zaudere nicht, zu erklären, daß meiner aufrichtigen Ueberzeugung nach die Pflege der deutschen Sprache weder der Sprache weder der Kenntniß amerikanischer Institution und Verhältnisse, noch der Entwickelung eines gesunden amerikanischen Nationalsgefühls unter der deutschen Bevölkerung im Wege steht. Im Gegentheil, sie dient dazu, um Beides zu befördern.

Indianer als amerikanische Bürger.

(New-Yorker Staatszeitung)

Indianer-Kommissär Morgan entwirft in seinem Jahresbericht von der Zukunft der Indianer in den Ver. Staaten ein sehr schönes Bild; ob aber die jetzt lebende Generation der Blaßgesichter und Rothhäute von der Verwirklichung dieses wahrhaft idealen Traumes viel schauen und wahrnehmen wird, das werden weniger enthusiastische Menschenkinder wohl bezweifeln.

Sehr plausibel und annehmbar werden Kommissär Morgan's Pläne und Vorschläge inzwischen aber jedenfalls den „Land-Boomers" im Westen vorkommen, denn das völlige Aufgeben des Reservations-Systems, welches der Kommissär aus civilisatorischen Gründen im Interresse der Indianer nicht nur für empfehlenswerth, sondern geradezu als geboten und nothwendig hält, bedeutet für jene „Boomers" in den Grenzer-Staaten und -Territorien natürlich eine verlockende Aussicht auf kostenfreie Farmen in den bisherigen Reservations Gebieten deren Grenzen bislang respektirt werden mußten.

Wenn übrigens die dem Idealisten Morgan vorschwebende Lösung des Indianer-Problemes durch Erziehung der noch übrigen Indianer zu amerikanischen Bürgern in der Praxis überhaupt ausführbar ist, so folgt daraus logisch weiter, daß der nächste Schritt an's Ziel der zwangweise Aufbruch der das Nomadenleben begünstigenden Verhältnisse sein muß, und damit würde zugleich dann das ganze Reservations-System zu fallen, beziehentlich die Seßhaftmachung der Indianer auf separator Scholle zu geschehen haben.

Die Verwandlung eines von der Gnade der Regierung abhängigen Jägervolkes in einen selbständigen Bestandtheil des amerikanischen Volkskörpers glaubt der Kommissär nun durch strengste Anwendung des Schulzwanges der aufwachsenden Indianer-Generation gegenüber unschwer bewerkstelligen zu können. Es will uns aber bedünken, daß eine solche Umwandlung bedeutend leichter auf dem Papier ist als in der Wirklichkeit, wo mit allerlei Widerwärtigkeiten die Rechnung gemacht werden muß.

Ob jemals die Zeit kommen wird, wo in Erfüllung von Morgan's Traum der rothe Mann als amerikanischer Vollbürger neben den andern Vertretern dieses „modernen Sammelvolkes" existiren und an der gemeinsamen Kulturarbeit thätigen Antheil nehmen wird: das ist fast ein zu idealer Gedanke, als daß seine Verwirklichung wahrscheinlich genannt werden könnte. Wir fürchten sogar, daß schon Morgan's Vorschlag, den sogenannten „fünf civilisirten Stämmen" entweder in einem Territorial-Verbande oder sogar als selbstständiges Staatswesen demnächst politische Vertretung zuzugestehen, im Kongreß auf sehr ernstlichen Widerstand stoßen würde. Ein exklusiver Indianer-Staat als Mitglied der Union hat politisch und auch wirthschaftlich ebensowenig Existenzberechtigung wie ein Mormonen-Staat.

Wenn Herr Morgan es aber durchzusetzen weiß, daß der Indianer unter Anwendung des Schulzwanges zu den Rechten und Pflichten des amerikanischen Bürgerthums erzogen werde, so werden Mit- und Nachwelt mit ihrer Bewunderung nicht kargen. Wahrscheinlicher als die Verwirklichung dieses idealen Wunsches ist allerdings die Lösung des Indianer-Problems nach den grausam harten, aber naturgemäßen Grundsätzen des Darwinismus: im Existenzkampf zwischen verschiedenen Völkertypen, wird der stärkere obsiegen, der schwächere unterliegen. Und dafür sorgen schon unter den armen Rothhäuten jene gelegentlichen blutigen Schilderhebungen, welche von Spitzbuben im Dienste der Regierung provozirt zu werden pflegen. Zu der wirklichen Indianer-Politik unserer Regierung stimmt der Morgan'sche Idealismus aber herzlich schlecht.

Küchendiplomatie.

„Sei nur ruhig, Franz, es bleibt schon was übrig vom Nachtmahl. Und wenn es nicht anders geht, zerschlag' ich den Suppentopf, darüber ärgert sich die Gnädige und läßt dann vor lauter Wuth das ganze Essen steh'n."

Auf der Sekundärbahn.

Passagier (nachdem der Zug ohne sichtbare Veranlassung lange Zeit hält, zum Coupéfenster hinausrufend): „He! Sie Schaffner, was ist denn los? Der Zug hat wohl seine fahrplanmäßige Verspätung noch nicht!?"

Haus- und Landwirthschaftliches.

Gebackener Blumenkohl.

Man zertheilt denselben in kleine Rosen, kocht ihn halbweich in Salzwasser, marinirt ihn dann eine halbe Stunde in Essig und etwas Pfeffer, taucht ihn in einen Ausbacketeig und bäckt ihn in heißerschwimmender Schmelzbutter oder Schmalz. Gebackener Blumen-Kohl giebt auch eine sehr hübsche Schüsselgarnirung.

Flaschenreinigung.

Um aus Bier- oder Weinflaschen veraltete Flecken zu entfernen, eignen sich in kleine Stückchen geschnittene, rohe Kartoffelschalen. Man füllt die beschmutzten Flaschen zur Hälfte damit an und gießt reines kaltes Wasser darauf. Nachdem man die Flaschen einige Zeit tüchtig geschüttelt hat, schüttet man die Kartoffeln heraus und spült mit reinem Wasser nach.

Krausgebacknes.

Man bereitet einen Teig aus 1 Pfd. Mehl, ebensoviel Butter, ½ Pfd. Zucker, sieben Eidottern und einer Obertasse Wein, den man tüchtig abknetet und dann einige Stunden ruhen läßt. Dann wird er messerrückendick ausgerollt, mit dem Backrädchen in fingerlange und drei Finger breite Streifen geradet, diese noch zweimal eingeschnitten, damit sie beim Backen zusammenrollen, dann in heißem, schwimmendem Schmalz unter öfterem Schütteln schön gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut zu Tisch gegeben.

Kann man aus Wasser Milch machen?

Sie scheinen es auf einen Scherz abgesehen zu haben; wir wollen Ihnen eine ernste Antwort geben: ja, man kann aus Wasser Milch machen, wenn auch nur auf indirektem Wege. Es hat sich nämlich erwiesen, daß Kühe, welche warmes statt kaltes Wasser als Tränke erhalten, um ein Drittel mehr Milch geben, als die mit kaltem Wasser getränkten. Die richtige Temperatur wird dadurch hergestellt, daß man gleiche Theile kochendes und kaltes Wasser miteinander mischt.

Künstliches Pergamentpapier für Konserve-Gläser.

Pergamentpapier, auch „vegetabilisches Pergament" genannt, wird in der Weise gewonnen, daß man ungeleimtes Papier 5 bis 20 Stunden lang, je nach seiner Stärke, in eine Mischung von 2 Pfd. Schwefelsäure mit 1½ Pfd. Wasser taucht, dann gut mittels Wasser auswäscht und straff aufgespannt trocknet. Indessen ist es nicht rathsam, sich das Pergamentpapier selbst herzustellen, man kaufe es vielmehr fertig, wie es im Handel vorkommt. Denn wenn ungeübte Hände mit Schwefelsäure arbeiten, können sich leicht Unfälle ereignen.

Ist das Radfahren der Gesundheit förderlich oder nachtheilig?

Dr. Turner, ein Athlet unter den englischen Cyklisten, hat bei genauester Beobachtung seiner eigenen Person und Anderer gefunden, daß bei dem Wettfahren, d. h. der möglichst schnellsten Fortbewegung auf dem Reitrade, gleichviel welcher Konstruktion, eine größere Summe von Kraft gebraucht wird, als der Gesundheit zuträglich ist. Es wird vor Allem in den Muskeln eine größere Menge von Kohlensäure erzeugt: je mehr die Anstrengung, desto mehr Kohlensäure, und je mehr Kohlensäure, ein desto stärkerer Verbrauch von Kräften. In gewissen äußersten Fällen tritt eine Vergiftung des Systems durch Kohlensäure ein, es wird mehr Gas erzeugt als die Lungen verarbeiten können, Athemlosigkeit und erschöpfung sind die Folge davon und bei oft wiederholten körperlichen Anstrengungen, verbunden mit geistiger Aufregung, tritt Verfall des Körpers ein.

Ochsenfleisch zu pökeln.

Auf 10 Pfd. Ochsenfleisch nimmt man 1½ Unze gestoßenen Kandis, 1 Unze Salpeter und ein paar Hände von feingestoßenes Salz, reibt es damit recht tüchtig abwechselnd ein und läßt es so 24 Stunden stehen. Dann werden zehn Hände voll Salz in 5 Pints Wasser aufgelöst und darüber gegossen. Das Fleisch muß mit einem mit großen Steinen beschwerten Deckel gepreßt werden. Nach vierzehn Tagen, während man das Fleisch täglich ein bis zwei Mal gewendet hat, ist es zum Kochen gut. Auch fügt man häufig an die Pökellake noch etwas grobgepulverte Wachholderbeeren, Pfefferkörner, Piment, auch getrocknete und gröblich zerriebene Kräuter, wie Thymian, Rosmarin und Basilicum.

Mittel gegen die Maul- und Klauenseuche.

Ein neues, nach den bisherigen Erfahrungen höchst erfolgreiches Mittel gegen die Maul- und Klauenseuche scheint Natrium dithiosalicum I zu sein. Die erkrankten Stellen werden dreistündlich mit einer 2,5 bis 5prozentigen wässerigen Lösung dieses Salzes gepinselt, gewaschen und die Umschläge damit getränkt; in zwei bis drei Tagen sollen die Thiere völlig gesund sein. Gesundes Rindvieh wurde versuchsweise künstlich mit dem Ansteckungsgift versehen, auch mit kranken Thieren in einen Stall gestellt, erhielt aber täglich je nach Körpergröße pro Kopf 25 bis 50 Gramm Natr. dithiosalicyl. I und blieb von der Seuche verschont. Diese Gabe wird am besten in Hälften, jede in ein Liter Wasser gelöst, auf zweimal täglich vertheilt, dem Thiere eingeschüttet.

Ständer für Bilder.

Mit den denkbar einfachsten Mitteln läßt sich folgender zierlicher Ständer für Bilder herstellen: Man sucht sich einige der feinen, kleinen Gabelzweige der Eiche zu verschaffen. Diese werden vergoldet, müssen aber wegen ihrer großen Sprödigkeit vorsichtig gehandhabt werden. Darauf werden sie mit seidenen Fäden derartig verbunden, daß sie untereinander einen festen Halt bekommen und zum Aufstellen geeignet sind. An den Stellen, wo die Zweige verbunden wurden, werden zierliche, kleine Schleifen von mattblauen oder rosa Atlasbande angebracht, und damit ist das kleine Kunstwerk schon fertig gestellt. Dieser originelle Photographie-Ständer sieht wirklich reizend aus.

Giebt es ein gutes Mittel gegen die Kartoffelfäule?

Ja, und zwar eine Mischung von Kupfervitriol und Kalkwasser. Diese Lösung wird morgens, wenn die Kartoffelpflanzen von Thau und Regen feucht sind, mit einer Brause auf und unter die Blätter gesprengt.

Warum die Pflanzenkultur im Zimmer so wenigen Leuten glückt.

Die Frauen haben in der Mehrzahl eine Freude an Blumen und an lebenden Pflanzen, weshalb die meisten sich in der Zimmerkultur derselben versuchen oder versucht haben. Von 100 derartigen Versuchen mißglücken sicher 90, was entschieden zu bedauern ist. Sehen wir uns nach den Gründen des Mißglückens um, so ergiebt sich hauptsächlich die Nichtbeachtung folgender Punkte:

1. Von den Tausenden von Zierpflanzen, die es gibt, eignet sich nur ein kleiner Theil zur Topfkultur und von diesem kleinen Theile sind nur sehr wenige in der Lage, sich dauernd dem Aufenthalt im Wohnzimmer anzupassen, ohne Schaden zu nehmen. Wer also Pflanzen im Zimmer mit Erfolg pflegen will, der ist in der Wahl auf diese wenigen Arten angewiesen. Wer Pflanzen, die auf das Fensterbrett, also in's Freie gehören, wie z. B. Fuchsien, Pelargonien, Rosen u. s. w., ständig im Zimmer hält, der darf sich nicht wundern, wenn sie langsam, aber sicher zu Grunde gehen. Ein Gleiches gilt für Gewächse, die nur in geschlossener Luft gedeihen, also in's Glashaus gehören, wie die Farne; ein gleiches gilt für die Pflanzen, welche die trockene Luft und den Staub nicht ertragen, wie die schönen Begonia-Rex-Hybriden.

2. Alle Pflanzen haben ein gewisses Lichtbedürfniß, obgleich es auch welche gibt, die in dieser Hinsicht sehr bescheiden sind. Man kann Pflanzen nicht an beliebigen Orten im Zimmer aufstellen, wo sie gerade am besten zur Geltung kämen und am besten dekoriren würden. Sie müssen unter allen Umständen in die Nähe des Fensters, wo sie dann allerdings gewöhnlich von hinten, also von der weniger schönen Seite gesehen werden.

3. Man kann Pflanzen nicht auf Jahre hinaus in demselben Topfe und in derselben Erde belassen. Wenn sie es nöthig haben, müssen sie versetzt werden. Wann und wie dies zu geschehen hat, ist eine Sache für sich.

4. Eine große Vorsicht erfordert das Gießen. Es vertrocknet oder verdurstet selten eine Pflanze im Zimmer, aber tausende werden zu Tode gegossen. Man gieße gründlich aber nicht zu oft. Eine nündig nasse Erde wird sauer und macht die Pflanzenwurzel krank. Uebrigens alles mit Unterschied, denn auch unter den Pflanzen gibt es Temperenzler und Säufer.

5. Ein zweckmäßiger Ersatz der verbrauchten Nährstoffe ist von bester Wirkung. Hornmehl oder Hornspäne, von vorntherein der Erde beigemengt, halten lange Zeit vor und entheben einer weiteren Düngung. Das beste Düngemittel ist übrigens das sogenannte Pflanzennährsalz. Man löst dasselbe im Gießwasser; eine Messerspitze voll auf das Liter ist übergenug. Wenn die Pflanzen im Trieb sind, kann man alle 8 Tage einen Düngerguß geben; wenn sie ruhen unterbleibt die Düngung.

6. Pflanzen, die ständig im Zimmer sind, erkälten sich leicht. Sie sind besonders empfindlich für raschen Temperaturwechsel. Deshalb darf man nicht Blumentische mitten im Winter ins offene Fenster schieben u. s. w.

7. Die Pflanzen sind von Zeit zu Zeit von Staub zu reinigen, was am besten durch Abwaschen mit einem Schwamm geschieht. Auch für ein tägliches Ueberbrausen oder Uebertauen sind sie sehr dankbar. Die Sonne darf aber die nassen Blätter nicht bescheinen, weil sonst vielfach unschöne Flecken entstehen.

8. Eine fleißige Lüftung des Zimmers bekommt den Menschen und den Pflanzen gleich gut. Ebenso ist es für beide von Vorteil, dem Austrocknen der Luft im Winter durch Aufstellen von Wasserdampfschalen entgegenzuwirken.

9. Wo viel Gas gebrannt wird, gedeihen keine Pflanzen. Das Leuchtgas vergiftet die Erde in den Töpfen. Man sieht in solchen Räumen am besten von einer Pflanzenkultur ab.

10. Pflanzen haben ihre Eigenheiten. Wer sie ihnen abzulauschen versteht, der wird schließlich durch den Erfolg belohnt.

Sein Grund zum Wegbleiben.

A.: „Man sieht Sie ja nimmer bei Lehmann's?"

B.: „Wissen Sie, da sind jetzt ein paar Töchter in einem so verzweifeltem Alter, daß man net weiß, soll man Du oder Sie sagen zu ihnen, drum bleib ich eine Zeit lang weg!"